

---

*Achim Hahn*

# Syn-Aesthesia or: Communication of the Senses

---

Teachings of Perception by  
Wihlem Schapp and Maurice Merleau-Ponty

## Abstract

Dealing with synaesthesia marks the beginning to think about our pretheoretical encounter with things of our everyday world. The theory of architecture referring to modern philosophy (phenomenology and hermeneutics) goes back to classics such as Wilhelm Schapp und Merleau-Ponty. The question of how »things« and »space« do come to perception leads us the unity of speech, world and sensation. This theory furthermore shows that a theory of architecture that examines phenomena of »space« and »things« can neither ignore the entity of our senses nor the reality of our sensually animated being-in-the-world.



# Syn-Ästhesie oder: Die Kommunikation der Sinne

---

## Zur Wahrnehmungslehre von Wilhelm Schapp und Maurice Merleau-Ponty

### Zugang

In einem Brief vom 13. August 1878 schrieb der Zürcher Dichter und Schriftsteller Gottfried Keller seinem Husumer Kollegen Theodor Storm: »Auf Ihre neuen Verse freue ich mich außergewöhnlich und werde dieselben mit horchenden Augen besehen und sehenden Ohren behorchen. In dessen habe ich auch Ihre *Renate* gelesen, und zwar mit großem Genusse. Die Stimmungen in Land und Leuten sind wieder einzig [...]«<sup>1</sup>. Keller versucht offensichtlich, dem Brieffreund etwas von seiner Wahrnehmungs- und Aufmerksamkeitsbereitschaft mitzuteilen, wie er diese im Umgang mit den Gedichten und der Novelle Storms selbst schon erfahren hat. Sind die Ausdrücke »mit horchenden Augen besehen« und »mit sehenden Ohren behorchen« mehr oder weniger geglückte Sprachbilder, die aber möglicherweise einer wissenschaftlichen Erkenntnis der Synästhesie in theoretischer Einstellung widersprechen, oder wird mit ihnen ein geschautes leibliches Vermögen sensibler Empfindsamkeit zum Ausdruck gebracht?

**1** Goldhammer 1967: 22.

Ich bin davon überzeugt, dass die Architekturtheorie nicht auf eine gründliche Beschäftigung mit Theorien der Wahrnehmung verzichten kann. Mein Interesse gilt dabei nicht einer Wahrnehmungslehre von Architektur als Teil einer Theorie der Kunst (>architektonische Ästhetik<), sondern dem besseren Verstehen des Menschen hinsichtlich seines sinnlich-sinnhaften Zur-Welt-seins. Wird eine Architekturtheorie, wie von mir, als eine phänomenologisch-hermeneutische Wissenschaft aufgebaut und praktiziert, dann hat sie sich auch im Spektrum eben dieser Tradition und ihrer Wissenschaftsgeschichte umzutun. In diesem Aufsatz wird allerdings keine unmittelbare Anwendung von theoretischen Überlegungen auf Fälle des Wohnens, Entwerfens und Bauens erfolgen. Stattdessen wird in einer Art Grundlagenbefragung zwei Klassikern der phänomenologischen Wahrnehmungsphilosophie Referenz erwiesen. Es rücken dabei ausgewählte Fragen an die Theorien in den Vordergrund, auf die es der Phäno-

menologie besonders ankam, zum Beispiel: Wie konstituieren sich Ding und Raum in der Wahrnehmung? Obwohl also im Folgenden nicht explizit auf Architektur eingegangen wird, steht dennoch im Hintergrund meiner ›Befragung‹ das Phänomen, *dass Gebautes überhaupt sinnlich in Erscheinung treten kann und etwas bedeutet.*

## Hinführung

Das Wort *Synästhesie* verbindet die beiden griechischen Ausdrücke *syn* [»zusammen«] und *aisthesis* [»sinnliches Wahrnehmen«]. Ich werde nicht den psychologischen oder medizinischen Terminus *Synästhesie* verfolgen, sondern den Ausdruck wörtlich nehmen: verschiedene Sinne nehmen zusammen oder gemeinsam etwas wahr. Es geht mir also im Folgenden darum, einen bestimmten wahrnehmungstheoretischen Standpunkt zu skizzieren. Dieser wird immer auch, insofern wir uns mit dem menschlichen Wahrnehmen beschäftigen, nach dem Beitrag des Bewusstseins (des Wissens) bzw. der Sprache fragen. Dazu gibt es Überlegungen zu der je spezifischen Leistung eines Sinns (sogenannte »Sinnesqualitäten«) und nach dem Verhältnis der Sinne zueinander. Diese unspektakuläre Auslegung der *Synästhesie* hat, wie ich meine, Ähnlichkeit mit einer anderen, der von *koinê aisthêsis* bzw. *sensus communis*.

Bei Aristoteles erscheint die *koinê aisthêsis* »als immanenter Konvergenz- und Einheitspunkt des gesamten Wahrnehmungsbereiches gewissermaßen als das sinnen-immanente Vermögen zur Einheit des Bewußtseins in der Vielheit z. T. gegensätzlicher Sinnesaffektionen«.² Innerhalb der Begriffsgeschichte von *koinê aisthêsis* / *sensus communis* begegnet uns diese Diskussion wieder bei Baumgartens *Aesthetica* (1750–1758), ein Buch, das ›sinnliche Erkenntnis‹ »mit Empfindung, Einbildungskraft und andere(n) intuitive(n) Fähigkeiten«³ theoretisch abzudecken versucht, und dann insbesondere bei Herder, der den *sensus communis* wieder in einer durchaus wahrnehmungstheoretischen Weise gebraucht. Er nennt den Menschen »ein horchendes, merkendes Geschöpf«⁴ und bringt Sprache und Verstand ins Spiel. »Wer kann Gestalt reden? Wer kann Farben tönen? [...] Wer kann, was er fühlt, sagen?«⁵ Herder kam es auf das vermittelte Zusammen von Gefühl und Verstand an. Ich schlage vor, dieses Basisvermögen aus Empfinden und Wissen *Wahrnehmungstil* zu nennen. Der *sensus communis* war für Herder das menschliche Vermögen, Wahrgenommenes intuitiv aufzufassen. »Daß der Mensch mit dem Verstande empfindet oder – umgekehrt – mit dem Gefühl ›denkt‹, daß also schon die Sinnlichkeit des Menschen von besonderer, distanzierender Natur ist, versucht Herder genauer in seiner Analyse des Gehörsinnes zu zeigen [...]«, so Irscher.⁶ Damit soll nur angedeutet sein, auf welchem Weg und in welcher Linie wir der Sinnestätigkeit (der Syn-Ästhesie) zu folgen gedenken.

2 Ritter 1995: 623 f;  
zur Begriffsentwicklung des Anglizismus  
*common sense* vgl. Kleger 1986/1987:  
192–223 sowie Kleger 1990: 22–59.

3 Kümmel 1997: 46–91.

4 Herder in Lau 1966: 45.

5 A. a. O.: 44.

6 Irscher 1966: 160.

Ein anderes literarisches Beispiel dafür, was Herder »das schnelle Gefühl zu fassen«<sup>7</sup> genannt hat, fand ich in einem Roman von Ernest Hemingway. Das Zitat deutet, wie ich finde, unmittelbar auf den *Wahrnehmungsstil* der Fischer hin: »Wenn ein Orkan kommt, sieht man auf See die Anzeichen hierfür immer schon Tage vorher am Himmel. – An Land sehen sie sie nicht, weil sie nicht wissen, wonach sie Ausschau halten sollten, dachte er.«<sup>8</sup> Es ist nicht nur diese Einheit von Empfinden und Wissen, was hier auffällt. Dazu tritt die Erkenntnis, Menschen seien sowohl disponiert für dieses ›Vermögen‹ als auch in es hineingewachsen. Diese hier knapp gehaltenen Überlegungen sollen als eine Art Hinführung zu dem wahrnehmungstheoretischen Phänomenen, das bei Schapp als Einheit von Sinnlichkeit und Idee, bei Merleau-Ponty als Zur-Welt-sein des Leibes näher ausgedeutet wird, ausreichen.

**7** Herder in Lau 1999: 123, Anm. 40.

**8** Hemingway 1977: 32.

## Sinnlichkeit und Idee in der Wahrnehmung bei Wilhelm Schapp

»Nur was geschaut ist, gehört in die Phänomenologie.«<sup>9</sup>. »Schauen« meint das Sehen in naiver vor-wissenschaftlicher Einstellung. Dieses methodische Bekenntnis des Juristen und Philosophen Wilhelm Schapp (1884–1965) findet sich in den *Vorbemerkungen* zu seinen *Beiträgen zur Phänomenologie der Wahrnehmung* aus dem Jahr 1910 (Schapps Dissertation von 1909).<sup>10</sup> Es ergänzt auf eindrucksvolle Weise eine Selbstverpflichtung aus dem *Vorwort*: »Ich hoffe nur, daß ich nichts schrieb, was ich nicht selbst sah.«<sup>11</sup> Schapp war damals Schüler des Begründers der modernen Phänomenologie Edmund Husserl. In der Philosophie hat Schapp dann Jahre später mit seiner Geschichten-Philosophie für einiges Aufsehen gesorgt.<sup>12</sup> Das Thema der Wahrnehmung zieht sich durch viele seiner Arbeiten. Seine philosophische Position und insbesondere die Beherrschung der phänomenologischen Methode zeigt er in seinem Erstlingswerk eindrucksvoll. Er sagt in den *Beiträgen*, man müsse die Untersuchung der Wahrnehmung »mit leichter Hand« vornehmen und nicht Voraussetzungen einführen oder nach Theorien Ausschau halten. Besser sei es, wie ein Künstler, am besten wie ein Maler, vorzugehen. Denn die Welt soll nicht in Formeln eingezwängt werden, vielmehr gehe es um ein »Hineinversenken in die sinnliche Welt«.<sup>13</sup> Schapp stellt einen roten Tisch vor, um den er herumgeht und der dabei immer derselbe bleibt, obwohl er beim Gehen ganz andere Ansichten von ihm zu sehen bekommt. Auch können wir den Tisch betasten, wobei er uns wieder auf eine ganz neue Art begegnet. Dennoch sind wir uns gewiss, es mit demselben Tisch zu tun zu haben, trotz wechselnder Beleuchtungseffekte und total verschiedener Wahrnehmungen. Ist es dann aber zulässig, verschiedene Empfindungen und Sinne zu isolieren und zu behaupten, zwischen den einzelnen Arten von Sinnesinhalten seien Übergänge ausgeschlossen?

**9** Schapp 1976 [1910]: 14.

Zur philosophiegeschichtlichen Einordnung der Beiträge siehe Thomas 2004: 87–113. Für Rolf warten die *Beiträge* »als immer noch aktueller Text auf ihre Neuentdeckung«, a. a. O.: 113.

**10** Zur Vorgeschichte der Dissertation vgl. Schapp 1959: 12–25.

**11** Schapp 1976 [1910]: 9.

**12** Vgl. Lübke, Marquard, Noack, Szilasi, Landgrebe, Fellmann u. a. beziehen sich auf seine *Philosophie der Geschichten*.

**13** Schapp 1976 [1910]: 12.

Das Anliegen von Schapps Wahrnehmungsbuch besteht darin zu beschrei-

14 Schapp 1976 [1910]: 38.

15 Vgl. a.a.O.: 114.

16 Zu dieser Unterscheidung vgl.: a.a.O.: 65 f.

17 A.a.O.: 37.

18 A.a.O.: 38.

19 Ebd.

20 A.a.O.: 39.

ben, »was vor aller Theorie in unmittelbarer Leibhaftigkeit gegeben und zu finden ist«. <sup>14</sup> In einer einleuchtenden Unterscheidung macht er die Haltung des Phänomenologen zu den Dingen deutlich, denn die Dingwahrnehmung sei das Eigentliche jeder Wahrnehmung. <sup>15</sup> Er erinnert an den Handwerksmeister, der das Material, zum Beispiel ein eben angeliefertes Stück Leder, mit dem er arbeiten will, zuvor auf seine Tauglichkeit hin prüft. Was macht er? In welche konkreten Lagen bringt er das Material, um dann *in einem Augenblick* die Güte und die wesentlichen Eigenschaften des Materials festzustellen. Damit ist das phänomenologische Verständnis der *Intentionalität* als ein vorthoretisches Gerichtetsein beim »natürlich-weltlichen« Umgang mit den Dingen erläutert. Schapp schließt allerdings in den *Beiträgen* die ästhetische Anschauung aus. Er möchte das Wahrnehmen in einem weiten Sinne als ein Beobachten verstanden wissen, wie ja auch im täglichen Leben das Wahrnehmen unvermittelt in ein beobachtendes Wahrnehmen übergehen kann. <sup>16</sup> Dem Meister geht es bei seiner Prüfung um das Stück Material in seiner konkreten Eigenschaft, so dass das beobachtende Wahrnehmen seine sinnliche Aufmerksamkeit gut ausdrückt. Er antizipiert den späteren Gebrauch und klammert ihn zugleich ein, da er nur auf den kommenden Umgang hin das Material ›beobachtet‹. Die prüfende Begutachtung ist ja noch kein Bearbeiten, dennoch besteht sie aus konkreter Handhabung durch gekonnte Griffe. Im ›hantierenden‹ Umgang nur erfahren wir die Eigenschaften der Dinge. Wir bringen sie mit Hilfe des ›Strahls der ›Intention‹« in eine bestimmte Lage und erfahren so an uns eine entsprechende Reaktion. Es kommt also auf dieses In-Berührung-kommen des Menschen mit den Dingen an. Hier liegt mehr vor als ein bloßer Unterschied der Aufmerksamkeit. Ohne unseren ›Zugriff‹, ohne dieses ›Gegenständlich haben‹ blieben die Dinge stumm.

Eine genaue Beschreibung dieser im prüfenden Umgang auf die Eigenschaften der Dinge gerichteten Aufmerksamkeit zeigt uns, »daß wir leibhaftig Elastizität, Flüssigsein, Rauhsein im Sehen vor uns haben«. <sup>17</sup> Die Rede vom Gegebensein der Dinge in »unmittelbarer Leibhaftigkeit« (Schapp) soll jene theoriegeleiteten Meinungen zurückweisen, die behaupten, »eigentlich nehme das Auge nur Farben, das Ohr nur Töne wahr, alles andere besorge Assoziation und Erfahrung«. <sup>18</sup> Vielmehr habe man das Phänomen zu registrieren, dass uns alle Sinne »doch dasselbe – die Welt draußen – auf ihre Weise darstellen«. <sup>19</sup> Farben und Töne stellen uns unmittelbar eine Welt vor. »Bezüglich der Tonwelt braucht man nur an das Theater zu denken, wo Sturm, Gewitter, eine Volksmenge mit den einfachsten Mitteln dargestellt wird. Das was hierbei der Ton darstellt, kann in weite Fernen rücken, sich allmählich nähern, wieder verschwinden. Es wird damit ein Weltausschnitt dargestellt [...]«. <sup>20</sup> Mit Welt werden zugleich auch Raum, besser Dinge im Raum zur Darstellung gebracht. Dabei sind für Schapp Farben, Töne und Data des Druck- bzw. Tastsinns *nur verschiedene Wege*, einen Raum zur Darstellung zu bringen. Doch auf *welchem* Weg wird der Raum gegenständlich? Statt »Weg« sollte man besser sagen: »der Raum zeige sich immer nur in einer Umkleidung, in einem Gewand; den nackten

Raum für sich bekomme man nirgends zu sehen.«<sup>21</sup> Welcher Sinn je beansprucht wird, um Gegenstände im Raum darzustellen, hängt von unserem Interesse ab, von dem, womit wir gerade sind. Der Raum ordnet nicht die Sinne unter sich, so dass wir es mit verschiedenen Räumen, je einem Seh-, Ton-, Tastraum, zu tun hätten. Es ist immer nur ein Raum, der im Sehen, Hören und Tasten erfahren wird. Er ist der ›eine‹ Raum unserer alltäglichen Erfahrungswelt.

21 Schapp 1976 [1910]: 42.

Um den Zusammenhang von Raum und Wahrnehmung zu erläutern, greifen wir das Beispiel der Töne heraus. Wir nehmen im ›räumlichen Hören‹ nicht einen Ton als solchen wahr. Vielmehr stellt sich unterschiedlich *Dingartiges* etwa im »Rauschen, Wehen, Rasseln Klirren, Poltern, Dröhnen«<sup>22</sup> dar. Diese Wortwahl macht sofort begreiflich, dass im Tönen mehr steckt als bloßer Ton. Das Wahrnehmen von Tönen bezieht uns unmittelbar auf die Außenwelt und schafft zugleich deren räumliche Gliederung. Denn wie alles Dingartige ist das Rauschen im Raum an einer bestimmten Stelle, von der es uns anweht und antönt. Das Rauschen ist weit weg, das Poltern bedrohlich nah. »Rein als Ton betrachtet, hat er keine Beziehung zum Raum. Nur das, was er darstellt, ist im Raum, und damit in anderer Weise auch er selbst als Darstellendes. Fassen wir das Sausen des Ofens als Sausen / des Windes auf, der Ton ist immer da, wo das Dargestellte ist. In Bezug auf den Raum folgt er dem Dargestellten.«<sup>23</sup> Das Gleiche lässt sich an den Farben zeigen. Als Oberflächenfarben zum Beispiel sind sie nicht von den Dingen zu trennen, die sie zur Darstellung bringen. Der rote Tisch ist nah oder fern, er ist zu niedrig oder als Schreibtisch gut zu gebrauchen. Auch das Weiße der Milch im durchsichtigen Glas ist an einem bestimmten Platz mit dem Gefäß im Schrank gegeben. Immer kommt mit der Farbe ein bestimmter Ort im Raum mit zur Darstellung.

22 Schapp 1976 [1910]: 44.

23 Schapp 1976 [1910]: 44 f.

Was ist eine deutliche Wahrnehmung? Wir sehen ein Haus in weiter Ferne, aber wir sehen es, wenn auch sehr verkleinert, noch als ein Haus. Bei schlechteren Wetterverhältnissen sehen wir nur ›etwas Bläuliches‹, können dieser Erscheinung keinen bekannten Gegenstand zuordnen. Das bläuliche Etwas ist also beispielsweise keine blaue Wolke, die wir deutlich als Wolke sehen können. Was wir dort sehen, lässt überhaupt nicht vermuten, dass es ein Ding ist wie das Haus nebenan. Wir sind uns also bewusst, dass die Bezeichnung ›etwas Bläuliches‹ oder ›bläuliches Etwas‹ nur eine wenig vertrauenswürdige Annäherung ist an etwas nicht deutlich Wahrnehmbares. Wir setzen auch selber kein großes Vertrauen in unsere Bezeichnung. Schapp kommt es nun darauf an, an diesen beiden alltäglichen Phänomenen: Dem deutlich sichtbaren Haus gegenüber und dem nur nebelhaft und undeutlich gegebenen farbigen Gespinst, deren *kategoriale* Verschiedenheit festzustellen: »es liegen Abgründe zwischen beiden.«<sup>24</sup> Inwiefern? Schapp will darauf hinaus, dass es sich hier nicht um Unterschiede der *Sinneswahrnehmung* oder im einen Fall um eine Täuschung der Sinne selbst handelt. Wir hätten uns vielmehr vorzustellen, dass das bläuliche Gespinst zum Beispiel auch in der Nähe nichts von

24 Schapp 1976 [1910]: 64.

seiner Undeutlichkeit verlieren würde. Der Befund ist stattdessen der: Die Sinneswahrnehmung lässt uns einfach im Stich, sie erhebt gar keinen Anspruch, uns das Ding deutlich zu geben. Der Befund von etwas Bläulichem ist nicht mehr oder weniger deutlich, vielmehr kann hier überhaupt nichts zur Deutlichkeit gebracht werden, egal wie nah oder fern wir etwas vors Auge bringen.

Was ist dann aber Deutlichkeit? Die beobachtende Wahrnehmung, so hatten wir schon gemeint, ist eine ›prüfende‹ Wahrnehmung der ›Dinge‹. Etwas Bläuliches lässt sich nicht als ein Ding wahrnehmen, sondern verschwimmt im Nebel oder in der Dämmerung. Um Dinge wahrzunehmen, müssen adäquate Bedingungen herrschen: Günstige Umstände, gute Beleuchtung und passende Entfernung.<sup>25</sup> Ins Dunkle können wir hineinblicken, allein es lässt sich dabei nichts beobachten. Die Dämmerung lässt sich durch ein Näherkommen nicht deutlicher wahrnehmen. Um etwas deutlich zu sehen, passen wir unsere Lage der Situation an. »Wir verändern solange das Licht und die Entfernung, bis wir das Ding deutlich sehen, wirklich beobachten können. Bei der Dämmerung aber scheint es anders zu sein. Hier scheint es doch fraglich zu sein, ob wir sagen können: Wir sehen zwar die Dämmerung, aber nur ungenau, wie wir es bei dem Dinge fraglos tun können [...]«.<sup>26</sup> Was Deutlichkeit ist, lässt sich nicht weiter bestimmen. Es gibt hier auch keine Abstufungen in Grade von Deutlichkeit. »Die Deutlichkeit ist nicht wieder ein Ding. Sie ist auch nicht Eigenschaft eines Dinges, sondern die Wahrnehmung eines Dinges ist deutlich oder undeutlich.«<sup>27</sup> Was hier für unsere alltägliche Erfahrungswelt gilt, stimmt ebenso für den Wissenschaftler: Das Verständnis von Deutlichkeit muss ihm schon vertraut sein, um wahrnehmen zu können. Der Forscher bringt »den Deutlichkeitsbegriff des täglichen Lebens mit und wendet ihn wieder auf das an, was er unter dem Mikroskop sieht. Er sieht die Dinge unter dem Mikroskop genau so, wie wir größere Dinge im täglichen Leben sehen, in derselben Deutlichkeit, in derselben Art.«<sup>28</sup> Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Die am Ding anhaftende Farbe substituiert gleichsam den Idealzugang zum Ding, der freilich nicht zu verwirklichen ist, da es keine reinen Umstände und keinen absoluten Standpunkt gibt, die ein Ding in idealer Anschauung uns präsentieren. Wir nehmen farbige Formen bzw. zu Formen geordnete Farben wahr, insofern wir diese mit Gegenständen in Verbindung bringen können. Der Maler, zum Beispiel, bietet uns Ölfarbenflecken an, und er ist »teilweise auf unsern guten Willen angewiesen, daß wir die Farbenflecken in die Formen hineinzwingen, die sie haben müssen, um Gegenstände darzustellen«.<sup>29</sup> Immer spielen aber irgendwelche Umstände, beispielsweise der Beleuchtung, hinein. Es sind auch Form und Gestalt zu unterscheiden. Es gibt Situationen, in denen wir felsenfest davon überzeugt sind, was hier vor unserer Augen sich befindet – ist eine Tonscherbe. Aber diese Sicherheit kann plötzlich radikal umschlagen: Tatsächlich haben wir es mit etwas völlig Anderem, einer Speckschwarte, zu tun. Die Form ist vor und nach

25 Vgl. Schapp 1976 [1910]: 70.

26 A. a. O.: 71.

27 Ebd.

28 A. a. O.: 74.

Eine zweite (wissenssoziologische) Ebene der deutlichen Wahrnehmung beschreibt Ludwik Fleck im Jahr 1935 (in polnischer Sprache) unter dem Begriff des Denkstils in dem Aufsatz »Über die wissenschaftliche Beobachtung und die Wahrnehmung im Allgemeinen«.

Dort lautet der abschließende Satz: »›Sehen‹ heißt: im entsprechenden Moment das Bild nachzubilden, das die Denkgemeinschaft geschaffen hat, der man angehört«. Fleck in Werner/Zittel 2011: 211–238, 233.

29 Schapp 1976 [1910]: 113.



dem Umschlag identisch. Aber als Gestalt sind Tonscherbe und Speckschwarte etwas völlig Verschiedenes.

Zum Angeschaut-sein von Raum, Gestalt und Bewegung in der Wahrnehmung gehört indes mehr als die sinnliche Gegebenheit des Dings. Damit Wahrnehmung nicht »blind« ist, muss sie »die Idee in der Wahrnehmung« (Schapp) hervorbringen. Auch diese Idee, oder auch Begriff oder Wesen, muss man sich zur Gegebenheit bringen. Schapp kommt noch einmal auf die Wahrnehmung der Tonscherbe zu sprechen, die sich dann als Täuschung erwies. Beim Sehen der Scherbe stand diese in ihrer »Bestimmtheit mit vielen Eigenschaften« vor ihm. Mit diesem leibhaftigen Gegenüberstehen ist der Inhalt der Wahrnehmung allerdings nicht erschöpft. »Die geistige Haltung, worin ich dies sinnlich, leibhaftig Gegebene erfahre, nannten wir Anschauung.«<sup>30</sup>

30 Schapp 1976 [1910]: 131.

Die Wahrnehmung der Tonscherbe ›als‹ Tonscherbe war ein Wissen, ein Meinen. Das ›Tonscherbe sein‹ kann nicht angeschaut, nur gemeint werden. Anschauen und Meinen sind also verschieden. Nun gibt es ein Meinen, das eng verbunden mit dem Anschauen ist, und ein Meinen, das sich mit dem Wissen verbindet: »Hätte mir jemand gleich zu Anfang gesagt: Was ich da sähe, sei eine Speckschwarte, so hätte ich wohl gewußt und auch – in gewissem Sinne – gemeint, daß es Speckschwarte und nicht Tonscherbe sei; trotzdem hätte ich – auf andere Weise – weiter das Ding als Tonscherbe gesehen, weiter gemeint, daß es Tonscherbe sei, solange ich nicht eben selbst ›gesehen‹ hätte, daß es ›Speckschwarte‹ sei. Es handelt sich also hier um zwei verschiedene Arten von Meinen [...]«.<sup>31</sup> Wir sehen den Gegenstand als Tonscherbe, er steht als solche vor uns. Dem liegt kein urteilender Akt zugrunde. Vielmehr steht uns etwas ›in einem Schlage‹ gegenüber. In dieser Wahrnehmung liegen sowohl ein Anschauen wie ein Meinen. »Man nimmt den Gegenstand wahr; damit ist der Einheit, in der der Gegenstand vor uns steht, ihr Recht geworden. Aber in der Wahrnehmung kann man das ›Anschauen‹ wieder trennen vom ›Meinen‹. Mit dem ›Anschauen‹ faßt man die sinnliche Gegebenheit des Dinges: das ›Meinen‹ aber geht nicht direkt auf das Ding. Man meint nicht das Ding, sondern man meint es ›als‹ Ding, von der oder der Beschaffenheit. Das ›Meinen‹ bezieht sich auf das, als was das Ding gemeint wird, auf das ›Tonscherbesein‹.«<sup>32</sup> Das Anschauen verbindet sich mit der sinnlichen Gegebenheit, das Meinen mit der Idee oder dem Begriff vom Ding. »Das sinnlich Gegebene wird durch eine Idee hindurch wahrgenommen [...]«.<sup>33</sup> Anschauen und sinnliche Gegebenheit sind eng verbunden mit dem *Darstellenden*: den Farben, der Raumhaftigkeit, Dinghaftigkeit, den Charakteren von Dingen. Begriff und Idee spielen eine Rolle, wenn wir nach dem ›was‹ des *Dargestellten* fragen, stets haben wir eine Auffassung, eine Meinung davon.

31 Ebd.

32 A. a. O.: 132.

33 Ebd.

Zu jeder Wahrnehmung gehört immer beides: »Man kann sich schwer auch nur einen Begriff davon machen, was das sinnlich Gegebene ohne Idee wäre. Es kommt zum sinnlich Gegebenen als sinnlich Gegebenen nichts

34 Schapp 1976 [1910]: 133.

hinzu, indem die Idee hinzukommt, weder sinnliches Material noch Formen des Materials.«<sup>34</sup> Was ist mit Idee gemeint? Ein Gegenstand kann nur wahrgenommen werden, wenn wir davon eine Idee bzw. eine Meinung haben. Bei dem, worunter man etwas wahrnimmt, kann man sich täuschen. Die ›Idee‹ von Tonscherbe, darunter man zunächst etwas gesehen hatte, kam dem Gegenstand nicht zu. Er stellte sich als Speckschwarte heraus. »In erster Linie wechselt hier zwar der Gegenstand, aber damit verbunden ist der Meinungswechsel, der Wechsel dessen, ›als was‹ man das, was vor einem steht, auffaßt.«<sup>35</sup> In diesem Wechsel fasst man am besten, was unter Idee verstanden werden soll.

35 A. a. O.: 134.

Um die Bedeutung von »Idee« zu erläutern, beschreibt Schapp, was passieren kann, wenn wir das Spiel der Wolken betrachten. Wir können es als eine Ansammlung bloßer Wolken sehen, aber unvermittelt stellt sich uns – mit etwas kindlicher Phantasie – ein Ungeheuer dar. Wie kann das gehen? Wir müssen dabei etwas übersehen, was uns eben noch wichtig war. »Indem wir lösen, trennen, zusammenfassen, entsteht erst der Gegenstand in roher Form, aber als wahrgenommener am Himmel. Die Schattierung der Wolke wird benutzt, um Perspektive in das Bild hineinzubekommen, unbequeme Schattierung wird beiseite geschoben, ungedeutet gelassen [...]. Wir können auch die ganze Welt, die wir so am Himmel sehen, auswischen [...]. Und nun können wir eine beliebige Welt daraus machen.«<sup>36</sup> Es lässt sich eine Idee vorstellen, die man versucht, an ein Gebilde heranzutragen, da man sich vornimmt, etwas unter einer bestimmten Idee sehen zu *wollen*. Damit wird man aber *nicht* dem gerecht, was Schapp unter »Idee« oder »Meinung« versteht. Sich etwas vorstellen ist eine andere Situation als etwas wahrnehmen. Denn nur im Sehen selbst erscheint uns die Idee: »Denn die Ausgestaltung im einzelnen vollendet sich erst im Sehen und dementsprechend erscheint die Idee erst ganz, wenn wir das Gebilde, das wir sehen wollen, vor uns haben.«<sup>37</sup>

36 A. a. O.: 134 f.

37 A. a. O.: 135.

Die Einzelidee hängt am konkreten Ding, lässt sich aber nicht wie der Gegenstand sehen oder beobachten. Sie gehört zur Wahrnehmung, ohne selbst gegenständlich zu sein. Sie wird in der Wahrnehmung gebraucht, ohne sinnlich angeschaut zu sein. Wie also kommt man zur Idee? Ihr liegt ein eigenartiges »Schließen« zugrunde, das Schapp von jeder Subsumtion, die eine Wirkung einem Verursachenden logisch einwandfrei unterordnen kann, abheben möchte. Mit einem abschließenden Beispiel kommt Schapp deshalb auf den Zusammenhang von Subsumtion und Deutlichkeit zu sprechen. Es betrifft einen »Fleck« an der Zimmerdecke, der entweder ein Kalkfleck oder ein Lichtfleck sein musste. Aber Schapp konnte das Gesehene nicht bestimmen. Es war nicht so, dass es ihm mal als Kalk- und mal als Lichtfleck erschien, »sondern ich sah ihn unbestimmt«.<sup>38</sup> Ein Drittes kam nicht in Frage. Er hätte den Fleck unter Kalkfleck »richtig« subsumieren können, »aber nicht allein auf Grund einer Wahrnehmung, sondern unter Zuhilfenahme von Erfahrung; denn ich sah ja etwas deutlich genug, um es in seiner Identität festzuhalten«.<sup>39</sup> Schapp aber wollte wissen, wie sich

38 A. a. O.: 138.

39 Ebd.

allein durch Wahrnehmung etwas unter eine Idee ordnen ließe. Erst als er die Vorhänge aufzog, sah er bestimmt, dass es sich um einen Kalkfleck handelte. Die neuerliche Subsumtion geschah nun allein auf Grund einer unmittelbaren Wahrnehmung. »Jetzt sah ich nicht nur, daß es ein Kalkfleck war, was da an der Decke war, sondern es als Kalkfleck oder noch enger, ich sah den bestimmten Kalkfleck in seiner Idee, eindeutig bestimmt. Jetzt wußte ich, was das war, was ich lange beobachtet hatte.«<sup>40</sup>

40 Schapp 1976 [1910]: 138.

Mit der deutlichen Wahrnehmung verändert sich auch die Anschauung des sinnlich Gegebenen. Dies ist schwer zu beschreiben. Aber auffällig ist, dass nun der *gesehene* Fleck Farben in eine Form fasst: »die Form der anhaftenden Farbe«. Ferner weiß man plötzlich, insofern nämlich die Idee hinzutritt, was das ist, was man beobachtet hat. Und man weiß es *in der Wahrnehmung* und nicht durch einen weiteren (logischen) Akt der Subsumtion. Zwar war zuvor schon ein Wissen da (entweder Kalk- oder Lichtfleck, ein Drittes kam nicht in Frage), aber es war unbestimmt. Diese Unbestimmtheit verlor sich plötzlich. *Schapp war sich absolut sicher, dass sich die Unklarheit zu einer Klarheit entwickeln würde.* Dies ist umso verblüffender, weil ihm ebenfalls bewusst war, diesen konkreten Fleck noch nie gesehen zu haben. Wie ist das Phänomen zu verstehen? Unbestimmtheit bzw. Mehrdeutigkeit in der Wahrnehmung ist unmöglich. »Wäre es denn nicht möglich, daß ich hier zum ersten Male einen mir noch durchaus fremden Gegenstand gesehen hätte? Weshalb ist das ausgeschlossen? Es ist ausgeschlossen, weil das, was vor mir steht, der inneren Bestimmtheit entbehrt, vieldeutig ist. Von allem was ist, aber fordere ich, daß es bestimmt eindeutig ist.«<sup>41</sup>

41 A.a.O.: 139.

Dinge stehen vor uns, und wir wissen nicht, was sie bedeuten. Das Ding trägt in sich alle Möglichkeiten, wie es wahrgenommen wird. Aber in der deutlichen Wahrnehmung wird eine Möglichkeit erschlossen, von allen anderen sind wir sofort abgeschnitten. Im konkreten Akt der Wahrnehmung erschließt sich die Bestimmung des Dings, es gibt sich eindeutig. Ein Ding kann sich nur auf eine bestimmte Art zu sein festlegen. Sofort ist es daran gebunden. Wenn etwas im Wahrnehmungsprozess wechselt, erst war es eine Tonscherbe, jetzt ist es eine Speckschwarte, dann hat sich nicht das Ding gewandelt, sondern wir haben uns getäuscht. Eindeutigkeit und Bestimmtheit des Dings heißt, es ist in Wirklichkeit so, »es nimmt an dieser Idee ›Tonscherbe‹, ›Kalkfleck‹ Teil«. <sup>42</sup> Etwas Sinnliches ist eindeutig und bestimmt, insofern es diese Idee verkörpert. Ohne Idee gehört etwas Sinnliches nicht unserer Welt an. »Die sinnliche Welt aber wird erst zur Welt, zum ›Kosmos‹, zu etwas eindeutig bestimmten, sofern sie fähig ist, die Idee zu verkörpern, in sich aufzunehmen.«<sup>43</sup> Etwas Unbestimmtes, Vieldeutiges bedeutet Chaos. Es »hat an keiner Idee teil«. <sup>44</sup> Das Chaos ist die Welt in Dunkelheit und Ferne getaucht, so dass keine Auffassung und keine Bestimmung als etwas Eindeutiges (Tonscherbe, Kalkfleck) möglich sind. Zum Kosmos dagegen gehört die Auffassung des Dings unter einer Idee, nicht aber eine Wahrnehmung von zwei Merkmalen: Ding hier und

42 A.a.O.: 140.

43 Ebd.

44 A.a.O.: 141.

Idee da. Die Idee ist immer geradezu die *Idee dieses individuellen Dings*. Insofern scheint die Idee (»Einzelidee«) hier etwas anderes zu sein als ein Allgemeinbegriff, unter den alle möglichen Fälle subsumiert werden.

Die Idee hat keine Raumstelle und kann nicht wie das Ding wahrgenommen werden. Sie ist das Als-was des Gegenstands in der Wahrnehmung. Zugleich ist die Idee das Wissen vom Gegenstand, aber auch nur, insofern der Gegenstand wahrgenommen wird. Die Idee vom Ding wird nur bewusst, indem das Ding sinnlich gegeben ist. Es ist aber stets ein Wissen vom Gegenstand und nicht von der Idee. Die Idee lässt sich weder beobachten noch zu einem Gegenstand machen. Was Idee ist, lässt sich indes näher bringen, wenn man erwägt, dass die Wahrnehmung ein »Verstehen« enthält. Das Verstehen bezieht sich allein auf die Idee, nicht auf das Ding, welches die Idee verkörpert. Das Ding beobachtend, hat man immer nur das Ding vor Augen, nie die Idee. »Man muss vielmehr auf dies ›verstehen‹ achten, das ›Verstandene‹ ist dann die Idee, so wie das Ding das Wahrgenommene ist.«<sup>45</sup> Das ›Verstehen‹ ist etwas durchaus Eigenständiges und verschieden zu dem, was wir gegenüber haben und empfinden. Es liegt beim Verstehen überhaupt nichts Sinnliches vor, das irgendwie von außen in unser Bewusstsein einstrahlt. »Was man versteht, kann man nicht empfinden, nicht sehen, hören, tasten, dafür ›versteht‹ man es.«<sup>46</sup> Die deutliche Wahrnehmung ist eine verständliche, die undeutliche eine unverständliche. Das Verständnis, das in der Wahrnehmung liegt, bezieht sich nicht auf das Ding, sondern auf den Begriff, die Idee vom Ding. Auffassen und verstehen sind zwei Schritte der einen Wahrnehmung: »Das Ding wird aufgefaßt als Tonscherbe, aber dies ›Tonscherbe‹ wird verstanden, mit dem Verständnis erfaßt.« Auf alle Fälle muss die Einheit, in der das Ding in oder durch seine Idee erfasst wird, beachtet werden. »Ding« und »Begriff« werden erfasst oder verstanden, aber auf verschiedene Weisen: »Auf den Begriff angewandt bedeutet es, daß ich den Begriff habe, wie ich eben einen Begriff in meinem Bewußtsein haben kann. Auf das Ding angewandt heißt es, daß ich das Ding verstehe, indem ich den richtigen Begriff von ihm habe. Den Begriff kann ich dann nicht in der Weise verstehen, wie das Ding.«<sup>47</sup>

Das Verstehen ist ein »Hineinspringen in die Wahrheit«<sup>48</sup>. Jede Berührung mit Ideen vollzieht sich im Verstehen plötzlich. »Man weiß nicht, woher das Verstehen kommt; es ist mit einem Schlage da. Man versteht nicht, wie man es solange übersehen konnte, man empfindet es wie eine Offenbarung, Erleuchtung.«<sup>49</sup> Diese Berührung empfinden wir ständig, nicht nur im alltäglichen Wahrnehmen, sondern auch auf allen Gebieten des wissenschaftlichen Arbeitens. Unmittelbar kommt Sinn in die Wahrnehmung. Jedes Verstehen ist ein einmaliges Erkennen, es lässt sich nicht zurückweisen. »Das Verstehen gibt sich als Licht kund. Es liegt in ihm das, was keine Wiederholung geben kann, daß hier ein Ziel erreicht ist, daß man hier recht hat, wenn man vertraut, daß hier etwas Absolutes ist, auf das man bauen kann.«<sup>50</sup> Es geht allein um die Art von Wahrheit, die der

45 Schapp 1976 [1910]: 144.

46 A. a. O.: 145.

47 A. a. O.: 146.

48 A. a. O.: 147.

49 Ebd.

50 A. a. O.: 148.

Mensch nur anerkennen und verstehen kann.

Das Ende seiner Ausführungen widmet Schapp noch einmal der »Idee«. Nun wird sie mit der Grenze (dem »Aufhören von etwas«) in Verbindung gebracht. Schauen wir uns im Zimmer um, so sehen wir Dinge und zugleich die Grenze der Dinge. Dinge zwingen sich uns mit ihren Grenzen auf. Aber die Grenze selbst sehen wir nicht, sie ist unanschaulich. Es ist die »Idee«, die das einzelne Ding begrenzt, indem sie uns es in seinem Wesen sehen lässt. Das »Sinnliche« selbst hat keine Grenze, hört nicht irgendwie auf, es ist die Idee, die das »Sinnliche« zerschneidet. »Indem wir das Ding in seiner Idee sehen, steht es als Begrenztes vor uns.«<sup>51</sup> So lassen sich auch von etwas Ganzem wiederum einzelne Teile als eigenständige Gegenstände abgrenzen, so die Türklinke von der Tür, der Zeiger von der Uhr, der Bart vom Gesicht. Damit scheinen zwei Prinzipien die Wahrnehmung auszumachen: Sinnlichkeit und Idee. Die Wahrnehmung gibt es nur in dieser Einheit.

51 Schapp 1976 [1910]: 156.

## Das Zur-Welt-sein des Leibes bei Merleau-Ponty

Merleau-Ponty geht es um eine ursprünglichere Welterfahrung als die theoretisch-objektive. »Der eigene Leib ist in der Welt wie das Herz im Organismus [...]«<sup>52</sup>, so beginnt der zweite Teil von Merleau-Pontys nachgelassenem Hauptwerk *Phänomenologie der Wahrnehmung*.<sup>53</sup> Damit soll keine Lagebestimmung eines Organs im menschlichen Körper angedeutet werden. Der Leib ist in der Welt, zugleich nehmen wir diese Welt leiblich wahr: »wir (sind) zur Welt durch unseren Leib und mit ihm (nehmen) [wir] sie [die Welt] wahr«<sup>54</sup>. Die Welt, das ist die von Husserl so genannte *Lebenswelt*, die Welt in natürlicher Einstellung. Für Merleau-Ponty ist es zudem die Welt, in der wir »als Leib« existieren. Diese vortheoretische »Einstellung« oder »naive Weltansicht« vermittelt dem Menschen eine bereits aufgefasste Welt, in der er sich perspektivisch beheimatet weiß. Dieser je schon eingenommene Blickpunkt, den ich mir lebensweltlich angeeignet habe, kann nicht außerhalb meiner Welt positioniert sein, kein *unbeteiligter* Beobachter kann auf diese Welt seinen Blick richten.

52 A. a. O.: 239.

53 Merleau-Ponty 1966; vgl. zur Entwicklung seiner wahrnehmungstheoretischen Position zum Beispiel Wiesing in Merleau-Ponty 2003: 85–124.

54 Merleau-Ponty 1966: 243.

Eingestellt bin ich etwa auf meine Wohnung, die ich als meine gegenwärtige Umgebung konkret wahrnehme: »Die mannigfaltigen Aspekte, unter denen ich meine Wohnung sehe, wenn ich in ihr auf und ab gehe, können mir nur daher als Anblicke ein und desselben Dinges erscheinen, daß ich zum voraus schon weiß, daß ein jeder dieser Aspekte die Wohnung von hier gesehen oder von da gesehen darstellt, und meiner eigenen Bewegung sowie meines Leibes als eines durch die Phasen dieser Bewegung hindurch Identisches mir bewußt bin.«<sup>55</sup> Auch den Grundriss meiner Wohnung kann ich nur zeichnen, insofern meine leibliche Erfahrung mir die möglichen Stand- und Blickpunkte, die ich von meiner Wohnung haben kann, vermittelt: »[...] denn was ich als den Grundriß nenne, ist nur eine

55 A. a. O.: 239.

56 Merleau-Ponty 1966: 241.

erweiterte Perspektive: ist die Wohnung ›von oben gesehen‹, und nur insofern bin ich imstande, in jenem Grundriß all meine gewohnten Perspektiven zusammenzufassen, als ich das Wissen habe, daß ein und dasselbe inkarnierte Subjekt abwechselnd von verschiedenen Stellungen aus zu sehen vermag.«<sup>56</sup> Und es spricht nichts dagegen, dass immer wieder neue Perspektiven, die ich im Wohnen entdecke, hinzukommen können, ohne dass sich die Rede von der Einheit der Wohnung aufhebt. Aber auf eben diese Weise kann sich das Verständnis, das ich von meiner Wohnung habe, wandeln, es wird nie in einer absoluten Beschreibung einer ›Wohnung-an-sich‹ aufgehen können. Die Einheit eines Gegenstandes unserer Lebenswelt ist nichts Definitives.

57 Ebd.

Merleau-Ponty stellt in seiner Theorie des Leibes als Grundlegung des menschlichen Zur-Welt-seins fest: Leib und Sinne (Empfindung) arbeiten ineinander in Wahrnehmung und Erfahrung. »Die äußere Wahrnehmung und die Wahrnehmung des eigenen Leibes variieren miteinander, weil sie nur zwei Seiten ein und desselben Aktes sind.«<sup>57</sup> Wir haben es also mit zwei Gliedern oder Ressourcen des Wahrnehmens zu tun, die nur miteinander uns ein Bild von unserer Welt vermitteln. Merleau-Ponty spricht von äußerer und von der Wahrnehmung meines Leibes, die unmittelbar synonym greift. Das Bewusstsein kann sich diese Doppelstruktur nur im Nachgang vergegenwärtigen und versuchen, das darin Begriffene zur Sprache zu bringen – aber nicht in einer theoretischen Konstruktion begreifen. »Wenn nun [...] der Leib kein transparenter Gegenstand und uns nicht, wie dem Geometer der Kreis, gegeben ist in Gestalt des Gesetzes seiner Konstitution, wenn er vielmehr eine Ausdruckseinheit ist, die wir nur kennenzulernen vermögen, indem wir sie durch Übernahme uns zu eigen machen, so muß diese Struktur sich auch der sinnlichen Welt selbst mitteilen.«<sup>58</sup>

58 A. a. O.: 242.

Die naturalistische Wahrnehmungstheorie, von der Merleau-Ponty sich abgrenzen möchte, versteht Wahrnehmung als eine Ausleuchtung von Gegenständen, insofern diese vom ›Scheinwerfer‹ der Vernunft erhellt werden. Die ›unbeteiligte Vernunft‹, die sich leiblich-situativ nicht betreffen lässt, konzentriert sich allein auf das vom Lichtkegel Erhellte. Bewusstsein und Sehen sind aber eins! Merleau-Pontys Anti-Cartesianismus behauptet den Leib nicht als einen Gegenstand, sondern trotz seiner kulturellen Formung als verwurzelt in der Natur. Er ist gleichsam der »Schatten« unseres Bewusstseins, immer präsent, doch nie reflexiv zugänglich.<sup>59</sup> Das hat zum Beispiel zur Folge, dass sich der Wahrnehmende beim Wahrnehmen eines Gegenstands nicht selbst wahrnehmen (beobachten) kann. Wollte er das, müsste er sich zuvor von der Wahrnehmung des Gegenstandes wieder zurückziehen. Will er aber sein Wahrnehmen analytisch betrachten, so bedient er sich gewisser Voraussetzungen und Theorien. Leiblichkeit *erfahren* wir nur in ihrem lebendigen Vollzug. Bei der Wahrnehmung kommt es dann auf die beste Perspektive an, nämlich die zur Sache passt, ihr entspricht. Erst in der Umwendung vom leiblichen Wahrnehmen zu sich

59 »Insofern ist der Leib der Schatten, der den Philosophen begleitet und ihm die Welt schon vor aller Reflexion [...] eröffnet hat [...]«, Landgrebe 1967: 167–181, 175.

selbst, lässt sich erinnernd etwas über den Akt des Wahrnehmens aussagen. Die Wahrnehmung, die ich dann ausspreche, ist aber der Erwerb von etwas, was der erregte Leib schon besorgt hat und was mein Bewusstsein als sein Wissen dann übernimmt. Der Leib und sein »Tun« sind vorgängig der Reflexion über das Getane. In der Aneignung der Wahrnehmungssituation durch die Vernunft verwandele ich jedoch die Situation in eine andere. Die theoretische Gegenstandsanalyse des Wahrgenommenen bleibt notwendigerweise abstrakt und nachträglich zum leiblich Gewussten.

Für Merleau-Ponty konzentriert sich die Auseinandersetzung mit dem Empirismus auf das Empfinden. Das Empfinden steht auf eigenartige Weise vermittelnd zwischen Leib und bewusster Welt, deshalb rät er: »Gehen wir also auf die Empfindung zurück und prüfen wir sie des näheren daraufhin, was sie über den lebendigen Bezug des Wahrnehmenden zu seinem Leib und zu seiner Welt uns zu lehren vermag.«<sup>59</sup> Die leibliche Erregung verdankt sich einem situativen Vermögen, Merleau-Ponty spricht von einem »Existenzmilieu«, und dieses lebensmäßige Milieu drückt jeweils eine »bestimmte Weise des Zur-Welt-seins«<sup>60</sup> aus. Dass das Empfinden und der empfindende und erlebende Leib in der Welt, das heißt in Raum und Zeit, sind, bestätigt sich für Merleau-Ponty auch darin, dass wir die Dinge bezüglich unserer schon gemachten leiblichen Erfahrungen nur wahrnehmen können. In einem längeren Zitat lässt sich das spontane Wirken des Empfindens bzw. der Empfindung nachfühlen:

»Das Verhältnis von Empfindendem und sinnlich Empfundenen ist vergleichbar dem des Schlafers zum Schlaf: der Schlaf kommt, indem eine bestimmte willentlich eingenommenen Haltung plötzlich von außen eine Bestätigung erfährt, die sie erwartete. ›Ich‹ atme langsam und tief, um den Schlaf herbeizurufen, und plötzlich ist es, als kommuniziere mein Mund mit einer riesigen äußeren Lunge, die meinen Atem anzieht und zurückdrängt, der soeben noch von mir gewollte Rhythmus meines Atems wird mein Sein selbst, der Schlaf, zuvor als Bedeutung vermeint, verwandelt sich jäh in Situation. In gleicher Weise lausche und blicke ich in der Erwartung einer Empfindung, und plötzlich ergreift das Sinnliche mein Ohr oder meinen Blick und ich liefere einen Teil meines Leibes oder gar meinen ganzen Leib jener Weise der Schwingung und Raumerfüllung aus, in der das Blau oder das Rot besteht. So wie das Sakrament das Wirken der Gnade nicht in sinnlicher Gestalt symbolisiert, sondern darüber hinaus die wirkliche Gegenwart Gottes ist, diese einem Stück des Raumes einwohnen läßt und denen vermittelt, die das geweihte Brot essen, wenn sie innerlich darauf bereit sind, ebenso hat das Sinnliche nicht allein motorische und lebensmäßige Bedeutung, sondern ›ist es‹ nichts anderes als eine je bestimmte Weise des Zur-Welt-seins, die sich von einem Punkte her sich uns anbietet und die unser Leib annimmt und übernimmt, wenn er dessen fähig ist: Empfindung ist buchstäblich eine Kommunion.«<sup>61</sup>

59 Merleau-Ponty 1966: 245.

60 A. a. O.: 249.

61 Ebd.

Wird aber die Erwartung stets erfüllt oder kann mir in der Jähheit und Plötzlichkeit etwas Unerwartetes widerfahren? Situationen sind ja etwas Einmaliges, die sich allein untereinander ähneln, nicht aber identisch wiederholen können. Hier ist dann auch ein Begriff von Erfahrung wichtig, den Merleau-Ponty angibt, um Empfindungen und Wahrnehmungen ihre lebensnahe und existentielle Dimension und Bedeutung zu geben. Beide sind nicht zufällige und flüchtige Erscheinungen, sondern immer schon vermittelt mit etwas Gewusstem und Bleibendem: »als identifizierbares Sein bestimmt sich der /Gegenstand erst im Durchgang durch die offene Reihe möglicher Erfahrungen von ihm, und ist so nur für ein Subjekt, das die Identifizierung vollzieht.«<sup>62</sup> Es geht für Merleau-Ponty darum, wie das obige ausführliche Zitat zeigte, den Leser von der integrierenden Rolle des Leibes und von dessen intuitivem ›Wissen‹ zu überzeugen:

62 Merleau-Ponty 1966: 249 f.

»Wir müssen mithin die Alternative des Für-sich und des An-sich in Frage stellen, welche die ›Sinne‹ der Welt der Gegenstände zuteilt und die Subjektivität als absolutes Nichtsein von aller leiblichen Verkörperung loslöst. Und nichts anderes tun wir, indem wir die Empfindung als Koexistenz oder Kommunion definieren. Die Empfindung von Blau ist nicht Erkenntnis oder Setzung eines durch alle Erfahrungen seiner hindurch identifizierbaren quale, so wie der Kreis des Geometers derselbe in Paris wie in Tokio ist. Sie ist gewiß intentional, d.h. sie ruht nicht in sich wie ein Ding, sie vermeint und bedeutet etwas über sich selbst hinaus. Doch das in ihr Vermeinte ist nur blindlings erkannt durch die Vertrautheit meines Leibes mit ihm, es ist nicht in voller Klarheit konstituiert, es ist nur rekonstituiert oder übernommen von einem latent bleibenden Wissen, das seine Undurchdringlichkeit und Diesheit nicht beseitigt.«<sup>63</sup>

63 A. a. O.: 251.

Es lässt sich der »Inhalt« einer Empfindung nicht vom empfindenden Menschen trennen. Die Empfindung ist weder ein isolierbares Datum noch ein eigenständiges Objekt.

»Empfindender und empfundenes Sinnliches sind nicht zwei äußerlich einander gegenüber stehende Terme, und die Empfindung nicht die Invasion des Sinnlichen in den Empfindenden. Die Farbe lehnt sich an an meinen Blick, die Form des Gegenstandes an die Bewegung meiner Hand, oder vielmehr mein Blick paart sich mit der Farbe, meine Hand mit dem Harten und Weichen, und in diesem Austausch zwischen Empfindungssubjekt und Sinnlichem ist keine Rede davon, daß das eine wirke, das andere litte, das eine dem anderen seinen Sinn gäbe. Ohne meinen forschenden Blick, meine tastende Hand und ehe mein Leib sich mit ihm synchronisiert, ist das Sinnliche bloß eine vage Erregung.«<sup>64</sup>

64 Ebd.

Es liegt durchaus etwas Mystisches in der Art, wie Merleau-Ponty über Empfindung spricht. Hier reichen Erklärung und Analyse nicht mehr hi-



nein. Allein Beispiele können helfen, den Verstehenden zu einer Einsicht zu führen. Schon das Beispiel der Kommunion lässt vermuten, dass der Philosoph davon überzeugt ist, dass sich mit einer empirischen Tatsachenwissenschaft das Phänomen nicht begreifen lässt. Es fehlen der Wissenschaft, nicht aber der phänomenologischen Philosophie, Bilder und Sprache, davon nicht begrifflich, sondern durch das Geben von passenden Beispielen den Leser zu einem Verstehen zu leiten. »Ich, der ich das Blau des Himmels betrachte, stehe nicht ihm gegenüber als ein weltloses Subjekt, [...]; ich überlasse mich ihm, ich versenke mich in dieses Geheimnis, es ›denkt sich in mir‹ [...]«. Dieses ›Ich‹ ist wirklich, »in keiner Weise ein reines Nichts ohne jede irdische Schwere«, vielmehr irgendwie in seiner Existenz bodenständig in seinem Alter. »Genau genommen, wie ich es [das Schauspiel des Himmels] sehe, ist es ein Moment meiner individuellen Geschichte, und da Empfindung Rekonstitution ist, setzt sie in mir Sedimente vorangegangener Konstitution voraus, ich bin, als Empfindungssubjekt, voll natürlicher Vermögen, über die ich selbst als Erster erstaunt bin.«<sup>65</sup>

65 Merleau-Ponty 1966: 252.

*Es denkt in mir, es nimmt in mir wahr* – dies sind Umschreibungen, dem Ineinandergreifen von Subjekt und Empfindung nachsinnend zu folgen, dem Phänomen des Fühlens ›denkend nachzufühlen‹. Das Ich ist sich im Empfinden seiner Tätigkeit nicht bewusst. Vielmehr widerfährt mir die Empfindung, obwohl es meine Augen sind, die sehen. Ich bin mir kaum bewusst, »das wahre Subjekt meiner Empfindung zu sein«<sup>66</sup>. Weil jede Empfindung an die Existenz des Empfindenden, an das *Moment einer individuellen Geschichte*, gebunden ist, ist sie immer einmalig und unwiederholbar. Jede Empfindung ist »streng genommen die erste, letzte und einzige ihrer Art«<sup>67</sup>. Merleau-Ponty leitet daraus zu einer Allgemeinheit über, insofern die Erfahrung einer Empfindung nur der erlebte Ausschnitt einer uns schon wohlvertrauten Lebenswelt ist. Von diesem Hintergrund des In-der-Welt-seins hebt jede Empfindung zwar unmerklich ab, um sich schließlich in die vorgegebene Erschlossenheit der Welt einzureihen. Letzteres ist dann der eigentliche Denkprozess, mit dem die Empfindung einen Abschluss finden kann. Dass ich überhaupt sehend bin, bedeutet zunächst eine organisch-natürliche Disposition: »ich (bin) je schon einem System von Seiendem erschlossen und (habe) zu ihm Zugang«<sup>68</sup>. Das Gesichtsfeld ermöglicht den Zugang zur Welt. Insofern ist Sehen etwas »Vorpersönliches«. Aber darüber hinaus ist Sehen auch das Erfassen von Sinn. Es ist umgeben von einem Horizont, der nicht gesehen werden kann, sondern in naiver Weltansicht »gewusst« ist. »Sehen ist sonach an ein bestimmtes Feld gebundenes Denken«<sup>69</sup>, es erschließt einen Sinn, den ich nicht erst konstituiert habe, sondern in meinem Gesichtsfeld entdecke.

66 A. a. O.: 253.

67 Ebd.

68 A. a. O.: 254.

69 Ebd.

Insofern Welt sinnlich gegeben ist, ist auch Raum gegeben. Eine Empfindung von etwas »zeichnet sich in der konfusen Masse der Impressionen erst ab, wenn und sofern diese sich durch den Raum perspektivisch koordiniert finden«<sup>70</sup>. Gestalten müssen sich differenzieren können und lassen sich so von anderen abzeichnen. Damit ist ein Zugang zu einzelnen

70 A. a. O.: 255.

71 Merleau-Ponty 1966: 259.

»Dingen« oder »Qualitäten« gefunden. Jede Empfindung ist also räumlich, insofern der Empfindende und das sinnlich Empfundene einen gemeinsamen Raum aufspannen oder, wie Merleau-Ponty sagt, »ein Milieu der Koexistenz«<sup>71</sup> konstituieren. Jede sinnliche Empfindung ist ein Berühren im Raum der gegebenen Welt. Denn das Berührte hat seinen eigenen Ort des Dort gegenüber meinem Hier als der Ort des berührenden Leibes. Räumliche Bewegung, Perspektivität und Mannigfaltigkeit bedingen einander. Zwar habe jeder Sinn seinen eigenen »Raum«: das Sehen eines Konzerthauses und das Hören der Musik spielen sich in unterschiedlichen »Räumen« ab. Sprechen wir dennoch von einer Einheit des Raums, dann aufgrund einer vorerst geheimnisvollen Verfung der Sinnesbereiche ineinander. Bei jedem Sehen und Hören sind wir durch das Spüren eines tragenden Grundes geerdet in der Welt und aufgehoben in ihrer Sinnhaftigkeit. Dieses Phänomen nennt Merleau-Ponty die »Kommunikation der Sinne«. In natürlicher Einstellung ist mir meine Welt sinnlich erschlossen immer als eine Einheit. Sich einmal ganz und absolut dem Sehen oder dem Hören hinzugeben und sich in nur einen Sinn einzuschließen, ist dagegen eine besondere Einstellung und der natürlichen Wahrnehmung fremd. Kein Sinn ist ganz für sich, sondern eingebunden in ein menschliches Schicksal: das der Existenz. Die Sinnhaftigkeit der Existenz schafft Einheit in der Mannigfaltigkeit sinnlichen Wahrnehmens. Die Einheit der Sinne ist unser primäres Erlebnis im Wahrnehmen. Nur wenn wir uns dem Gesehenen oder Gehörten in intellektueller Haltung zuwenden und die Welt in natürlicher Einstellung verlassen, beispielsweise »dem Blick selber uns zuwenden und uns fragen, was wir eigentlich sehen«<sup>72</sup>, wird der lebendige Zusammenhang des »Gesamtschauspiels« aufgelassen, die natürliche Gesamtsicht in ein bewusstes Fixieren und Beobachten umgeleitet. Sogenannte Sinnesqualitäten, nämlich die Aufteilung unseres Empfindens in einzelne Sinne, präsentieren sich erst durch eine gewollte Umstellung der Optik, insofern das Sehen oder Hören als sie selbst bewusst thematisiert werden sollen.»Die Qualität, die abgetrennte Sinnlichkeit tritt erst in Erscheinung, wenn wir diese Gesamtstrukturierung unseres Sehens zerbrechen, unserem eigenen Blick die Gefolgschaft versagen und, statt erlebend im Sehen aufzugehen, uns bezüglich seiner Fragen stellen, unsere Möglichkeiten auf die Probe stellen wollen, / das Band zwischen unserem Sehen und der Welt, zwischen uns selbst und dem Sehen auflösen, um es selbst zu erhaschen und zu beschreiben.«<sup>73</sup>

72 A. a. O.: 265.

73 A. a. O.: 265 f.

Ist erst einmal die Teilung und Trennung der Sinne mit ihren je eigenen Qualitäten vollzogen, was sich zwangsläufig mit der Einnahme eines naturwissenschaftlichen Standpunkts ergibt, wird es umso notwendiger, die primäre Einstellung zur Welt und eine »Urschicht des Empfindens« zu rekonstruieren. Deutlich wird diese Notwendigkeit bei der Erklärung sogenannter Synästhesien. Denn unter der Annahme eines objektiven Leibes mit getrennten Organen bleibt nach Merleau-Ponty das Phänomen der Synästhesien »paradox«. Geht man von der getrennten Wahrnehmung von leiblichen Organen aus, dann müssen Aussagen wie: jemand sehe die

Töne an den Orten, wo die Farben erscheinen, als sinnlos gelten. Von der Wahrnehmung ausgehend, müssen wir vielmehr unsere Einstellung dazu so modifizieren, dass das Erlebte einen Sinn bekommt, »da das Sehen von Tönen und das Hören von Farben nun einmal phänomenal existiert«<sup>74</sup>. Die syn-ästhetische Wahrnehmung beschreibt nichts anderes, als dass die Sinne miteinander kommunizieren. Dass wir uns dieser Tatsache so wenig bewusst sind, »so weil die Wissenschaft unsere Erfahrung verschoben hat und wir zu sehen, zu hören, und überhaupt zu empfinden verlernt haben, vielmehr aus der Organisation unseres Körpers und der Welt, so wie die Physik sie auffaßt, deduzieren, was wir sehen, hören und empfinden müssen«.<sup>75</sup>

74 Merleau-Ponty 1966: 268.

75 Ebd.

Es ist ein und derselbe Raum, den ich einmal von meinem Sessel aus sehe und den ich später im Grundriss zeichne. Ich spüre wie die Weichheit des Möbels meinen Körper aufnimmt. Ich klopfe mit dem Knöchel an das Holz meines Schreibtisches, an dem ich gerade sitze und horche dem Ton nach, der von der Bewegung meines Fingers ausgeht. Merleau-Ponty identifiziert den Leib als das vermittelnde Lebensorgan, das die einzelnen Sinne *zusammenwirken* lässt. »Die Sinne kommunizieren mit einander in der Wahrnehmung [...], dadurch daß der Leib nicht eine Summe nebeneinandergesetzter Organe, sondern ein synergisches System ist, dessen sämtliche Funktionen übernommen und verbunden sind in der umfassenden Bewegung des Zur-Welt-seins, dadurch das er die geronnene Gestalt der Existenz selbst ist.«<sup>76</sup> Alle Vorkommnisse und Erlebnisse des Sehens, Hörens und Empfindens verdanken sich einem harmonischer Gleichlauf von Leib und Zur-Welt-sein. Der Leib ist entgegen der Auffassung des Cartesianismus kein Körperding, sondern ein Modus menschlicher Existenz. Existenz ist nicht-transzendierbare Faktizität (Hier und Jetzt). Und das Bewusstsein des Leibes ist kein Denken und Reflektieren, sondern ein Erleben, Fühlen, Spüren.

76 A. a. O.: 273.

## Schluss

Was leistet Wahrnehmung? Wie immer im Einzelnen darauf geantwortet wird, man muss ihr einen *existenziellen* Sinn zusprechen. Der Mensch ist über seinen Leib »zur« Welt, seine Existenz ist leiblich. »Als Leib behauptete ich einen Standpunkt zur Welt und übernehme die ihm gemäße Perspektive und Orientierung«, so Kaulbach über Merleau-Pontys Leibbegriff.<sup>77</sup> Schapp, der in seinem Frühwerk der Wesensphänomenologie Husserls nahe stand, wird später zum Begründer der *Geschichtenphänomenologie*, die durch ihren Griff nach Geschichtlichem bzw. Geschichtenhaftem dem Verständnis von Existenz bei Merleau-Ponty sehr entgegenkommt. Ausgangspunkt beider ist die Einheit der Phänomene: Die Tonscherbe oder das Blau des Himmels, und nicht die mechanische Zerlegung des in der Wahrnehmung Gegebenen. Beide Zugänge rücken die Wahrnehmung ab vom Empirismus, der Empfindungen als Zustände von Passivität eines

77 Kaulbach 1968: 86–94, 87.

wahrnehmenden Subjekts und Wahrnehmungen als in der Welt vorkommende Sachverhalte voraussetzt.

Ist es nun abwegig zu behaupten, dass die beiden Dichter Gottfried Keller und Theodor Storm einen Wahrnehmungsstil teilten, einen *senus communis*, den der »Metakritiker« Herder mit dem Vermögen eines »horchenden, merkenden Geschöpfes« verband? In jeder Wahrnehmung steckt eine »Idee« bzw. das Erfassen von weltlichem Sinn. Kellers Formulierungen »mit horchenden Augen besehen« und »mit sehenden Ohren behorchen« deuten nicht nur auf die Einheit der sinnlichen Wahrnehmung, sondern ebenso auf die Disposition für ein »denkendes Fühlen«. Schapp und Merleau-Ponty liefern einige Begründungen, dies so auffassen zu dürfen. Sie entstammen beide dem philosophischen Umfeld der Phänomenologie. Wilhelm Schapp kannte Husserl aus seiner Zeit in Göttingen. Bei ihm hatte er studiert und später promoviert. Allerdings waren Schapp wegen der frühen Entstehungszeit der *Beiträge* (um 1909) von Husserl nur die *Logischen Untersuchungen* sowie – vielleicht – der Logos-Aufsatz *Philosophie als strenge Wissenschaft* (1910) bekannt. Merleau-Ponty hingegen war damit vertraut und bezog sich auch auf Husserls *Krisisaufsatz*, erschienen 1936, und selbstverständlich auf Heideggers *Sein und Zeit*, ferner auf die Gestalttheorie und Forschungsergebnisse der Psychopathologie sowie Schapps Beiträge. Für diesen wiederum waren Goethes naturkundliche Studien, insbesondere seine Farbenlehre, eine wichtige Inspirationsquelle. Beiden phänomenologischen Denkern gemeinsam ist ihr anti-empiristisches Vorgehen. Sie argumentieren nicht als Naturwissenschaftler, sondern als Philosophen und entfalten ihr methodisches Können eindrucksvoll in der anspruchsvollen Beschreibung von dem, was ihnen in vorthoretischer Einstellung im Kontakt mit der Welt widerfährt. So kann der Faktizität des Wahrnehmungsgeschehens entsprochen werden.

Gegen die Unterstellung getrennt auftretender Sinnesqualitäten stellen sie die Einheit der Sinne, genauer die Einheitlichkeit der Wahrnehmung ins Zentrum ihrer Theorie. Wahrnehmen heißt verstehen! Ihr beider Bezugspunkt, so darf man vielleicht sagen, ist ein Verständnis von »ganzer« Welt (»Lebenswelt«), die jedem Wahrnehmenden schon sprachlich in ihrer Sinnhaftigkeit erschlossen ist. Sinn wird nicht durch einen Wahrnehmungs- und Bewusstseinsakt erst – wie aus dem Nichts – gestiftet. Beide Philosophen beschäftigen sich auch mit Raum. Dieser ist nicht »an sich« durch irgendeine Vernunft gesetzt und mit einer ihr eigenen Ordnungslogik gegeben. Vielmehr konstituiert sich Raum spontan mit der Gerichtetheit und Perspektivität jeder Wahrnehmung, gehalten auch durch die jeweiligen Umstände der Wahrnehmung von Dingen an ihren Orten. Ausgehend von der Einheitlichkeit der Wahrnehmung, der »Kommunikation der Sinne« (Merleau-Ponty) bzw. der Kooperation verschiedener Sinnesbereiche, stellt sich uns auch der Raum als Einheit dar. Für beide Philosophen ist das Phänomen der Syn-Ästhesie das nicht weiter fassbare Zusammengehen bzw. Zueinanderkommen der Sinne in der Wahrnehmung,

zugleich aber auch die nicht hintergehbare Einheit von Wahrnehmungsgegenstand und Wahrnehmenden. Dem widerspricht auch nicht Herders Verständnis des *sensus communis* als »Existenzmilieu« in der Einheit von Sprache, Gefühl und Verstand.

Architektur ist Lebensmittel.<sup>78</sup> Wir begegnen ihr im alltagslandschaftlichen Milieu unter Hinsichten des guten, gelingenden Wohnens. Im Umgang erleben und erfahren wir die »Wohndinge« in ihrer Anschaulichkeit und in ihrer Dienlichkeit. Ihre Bedeutungen erschließen sich uns im Bekanntwerden mit ihren Möglichkeiten. Empfindungen, so habe ich zu zeigen versucht, berühren uns allein im Raum der gegebenen Welt, in einem Milieu der Koexistenz von Mensch und Ding. Wie es sich »hier bei uns anfühlt«, dies ist in einem vorreflexiven Wissen erschlossen, dem sich eine Architekturtheorie als eine phänomenologisch-hermeneutische Erfahrungswissenschaft nicht verschließen darf. Gegenwärtig ist zum Beispiel oft von Erlebnisarchitektur und dem Erzeugen von Atmosphären die Rede, wenn vom Verstehen von Architektur gesprochen wird.<sup>79</sup> Ohne aber vertraut zu sein mit Wahrnehmungstheorien, die den Menschen leibhaftig anwesend in seiner sinnhaften Welt begreifen, finden wir keinen anpackenden Zugriff auf das Phänomen des Verstehens, Anmutens und Wirkens von Stadtraum, Landschaft und Architektur.

**78** Dazu ausführlich: Hahn 2008: 30 f.

**79** Beispiele und Diskussionen finden sich in Hahn 2012.

Achim Hahn studierte Architektur, Städtebau und Sozialwissenschaften. Promotion in Oldenburg, Habilitation mit der Lehrbefugnis für Soziologie in Berlin. 1997 bis 2001 Professur für Soziologie an der Hochschule Anhalt (FH), seit 2000 Professur für Architekturtheorie und Architekturkritik an der Technischen Universität Dresden; vielfältige Forschungstätigkeit und Veröffentlichungen u. a. zu den Themen Wohnen, Entwerfen, Regionalentwicklung, urbane Landschaft, Ethik und Ästhetik der Architektur, Baukultur des Öffentlichen, Beispielhermeneutik, Explorative Sozialforschung. 2002 bis 2005 Mitglied des Ladenburger Kollegs *Zwischenstadt* (Leitung: Thomas Sieverts). 2008 bis 2011 Leitung des DFG-Projektes *Erlebnislandschaft - Erlebnislandschaft?* Aktuelle Veröffentlichungen (Auswahl): *Erlebnislandschaft – Erlebnislandschaft? Atmosphären im architektonischen Entwurf* (2012).

## Literatur

Goldhammer, Peter (1967) (Hg.): Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Berlin.

Hahn, Achim (2008): Architekturtheorie. Wohnen, Entwerfen, Bauen. Wien.

Hahn, Achim (2012) (Hg.): Raum und Erleben. Über Leiblichkeit, Gefühle und Atmosphären in der Architektur. In: Ausdruck und Gebrauch. 10. Jg. Heft 11.

Heinz Kleger (1986/87): Common Sense als Argument. Zu einem Schlüsselbegriff der Weltorientierung und politischen Ökonomie. In: Archiv für Begriffsgeschichte. Band 30.

Heinz Kleger (1990): Common Sense als Argument. Zu einem Schlüsselbegriff der Weltorientierung und politischen Ökonomie. In: Archiv für Begriffsgeschichte. Band 33.

Hemingway, Ernest (1977): Der alte Mann und das Meer. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 3. Reinbek.

Herder, Johann Gottfried (1966): Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Stuttgart.

Herder zitiert in Lau, Victor (1999): Erzählen und Verstehen. Historische Perspektiven der Hermeneutik. Würzburg.

Irscher, Hans Dietrich (1966): Nachwort. In: Johann Gottfried Herder: Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Stuttgart.

Kaulbach, Friedrich (1968): Phänomenologie der Wahrnehmung. In: Theologische Revue. 64. Jg., Heft 2. Münster.

Kümmel, Friedrich (1997): Vom beherrschenden Raum des Sehens zum gelebten Raum des Hörens. In: Ertle, Christoph / Flechsi, Hertmut: Ganz Ohr, ganz Auge. Zugangswege zu musikalischen Bezugsfeldern in Schule und Lebenswelt. Baltmannsweiler-Hohengehren.

Landgrebe, Ludwig (1967): Merleau-Pontys Auseinandersetzung mit Husserls Phänomenologie. In: Ders.: Phänomenologie und Geschichte. Gütersloh.

Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Phänomenologisch-psychologische Forschungen. In: Graumann, Carl Friedrich / Linschoten, Johannes (Hgg.). Bd. 7. Berlin.

Ritter, Joachim / Gründer, Karlfried (1995) (Hgg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 9, Basel.

Rolf, Thomas (2004): Der dichtende Gegenstand. Wilhelm Schapps Beiträge zur Phänomenologie der Wahrnehmung. In: Lembeck, Karl-Heinz (Hg.): Geschichte und Geschichten. Studien zur Geschichtphenomenologie Wilhelm Schapps. Würzburg.

Schapp, Wilhelm (1959): Erinnerungen an Husserl. *Phaenomenologica* 4. Den Haag.

Schapp, Wilhelm (1976): Beiträge zur Phänomenologie der Wahrnehmung [1910]. 3. Aufl. Wiesbaden.

Werner, Sylwia / Zittel, Claus (2011): Ludwik Fleck – Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse. Frankfurt am Main.

Wiesing, Lambert (2003): Merleau-Pontys Entdeckung der Wahrnehmung. In: Ders.: Merleau-Ponty, Maurice – Das Primat der Wahrnehmung. Frankfurt am Main.

## Zitiervorschlag

Hahn, Achim: Syn-Ästhesie oder: Die Kommunikation der Sinne. Zur Wahrnehmungslehre von Wilhelm Schapp und Maurice Merleau-Ponty. In: Wolkenkuckucksheim, Internationale Zeitschrift für Theorie der Architektur. [http://cloud-cuckoo.net/fileadmin/hefte\\_de/heft\\_31/artikel\\_hahn.pdf](http://cloud-cuckoo.net/fileadmin/hefte_de/heft_31/artikel_hahn.pdf) [25.11.2013]. S. 67–89.

.